

Monika Klostermeyer

Das Hörspiel im Radio

1932 – da waren seit der ersten Sendung eines Hörspiels im neugegründeten Weimarer Rundfunk gerade mal acht Jahre vergangen – 1932 wagte der damals erst 28-jährige Rudolf Arnheim in seiner filmästhetischen Untersuchung *Film als Kunst* eine bemerkenswerte Prognose zur Zukunft des Theaters und seiner beiden sehr viel jüngeren technischen Verwandten:

„Es wäre...denkbar,“ so schrieb er, „daß das Theater in der Konkurrenz mit dem Tonfilm unterläge und die Pflege der dramatischen Kunst ganz dem Hörspiel überließe, damit so, als Reaktion auf die neue, das Wort allzu sehr als Naturprodukt betonende Tonfilmkunst, die Hegemonie des Kunstwortes im Drama besonders nachdrücklich und extrem demonstriert würde! Das könnte geschehen, vorausgesetzt, daß nicht Fernsehfilm, also die Verbreitung von Filmen durch Radio, auch das Hördrama verdrängte. Und vorausgesetzt, daß eine so priesterliche Pflege des Wortes im Rundfunk von dessen Massenkundschaft ohne Murren akzeptiert würde.“

Heute, fünfundsechzig Jahre später, existieren alle drei Kunstgattungen nach wie vor und nebeneinander, geschwisterlich vereint in einem Zustand der mehr oder minder großen Gefährdung, die, wenn offiziell davon die Rede ist, gern *Krise* genannt wird. Die Mängelliste liest sich ebenfalls für alle drei Kunstgattungen gleich; Finanzengpässe (Sparmaßnahmen), Einbußen an künstlerischer Substanz, fehlende Publikumsakzeptanz, Fehlentwicklungen im Organisatorischen. Doch in einem unterscheiden sich Theater und Film ganz gravierend vom Hörspiel: Sie haben – bei allen Veränderungen – ihre „Bühne“ behalten. Die Rezeptionsweise ist gleich geblieben, und das Ritual des „Besuches“ gehört nach wie vor untrennbar zu beiden Kunstformen. Die traditionelle „Bühne“ des Hörspiels, das Radio und seine Programme, hat sich dagegen nachhaltig verändert. Diese Veränderung ist neben den schon genannten Defiziten konstituierend für die „Krise“ dieser Kunstgattung und hat darüber hinaus dazu geführt, daß das Genre aus dem öffentlichen Bewußtsein nahezu verschwunden ist. Hörspiel – gibt es das denn überhaupt noch?

Rudolf Arnheim hatte die möglichen Gefahren für das „Hördrama“, wie er es noch nannte, frühzeitig erkannt: die Verbreitung von Filmen durch das Ra-

dio, also das Fernsehen, und die fragliche Akzeptanz durch die Kundschaft eines Massenmediums. Beides hängt unmittelbar zusammen und spiegelt sich in der Wandlung des Rundfunks von einem Primär- zu einem Sekundärmedium, definiert durch eine Veränderung in der Rezeptionsweise und im Nutzungsverhalten der Hörer.

Die Blüte des legendären „Nachkriegshörspiels“ endet mit der Einführung des Fernsehens und – das wird oft übersehen – mit der im Laufe der 50er Jahre einsetzenden Vermehrung der Rundfunkprogramme auf der Ultrakurzwellen. Das Hörspiel und mit ihm seine Autoren Bachmann, Böll, Frisch, Dürrenmatt, Andersch, Eich, Hildesheimer etc. verdankten ihre Publizität dem Umstand, daß die nach dem Zweiten Weltkrieg eingerichteten Landessender zunächst mit jeweils nur einem Programm aufwarteten und auch der literarischen Avantgarde von damals, einer sehr gemäßigten Avantgarde allerdings, ein Millionenpublikum bescherten.

Die Geschichte der sich diversifizierenden Radioprogramme sei an dieser Stelle nicht wiederholt. Das Ergebnis ist bekannt. Lange vor Einführung des sogenannten dualen Rundfunksystems, also der Zulassung privater, sich ausschließlich aus Werbeeinnahmen finanzierender Programme, hatte das ökonomische Denken in die Planung der öffentlich-rechtlichen Radioprogramme Einzug gehalten. Die Programmangebote wurden erweitert und nach dem Modell des Warenhauses sortiert und plazierte. Schließlich ging es, wie Arnheim es bereits formulierte, um eine „Massenkundschaft“, die selbe Massenkundschaft, die von den Absatzstrategien der industriellen Warenproduktion umworben wurde, bald auch im Rundfunk.

Für das Hörspiel begann ein Verdrängungsprozeß aus den sogenannten massenwirksamen Programmen, der bei den einzelnen Sendeanstalten unterschiedlich verlief, aber in der Regel mit einer Plazierung in den von E-Musik dominierten Kulturprogrammen und/oder sogenannten Wortprogrammen (vorläufig?) endete.

Das Radio hatte sich neu definiert als Tagesbegleitmedium und erreichte mit seinen durchmoderierten Popmusikprogrammen eine Popularität, die seiner Kunstform, dem Hörspiel, so offen es sich auch gab, genauso wenig gelang wie dem Radio-Feuilleton mit seinen Kulturberichterstattungen, Essays, Gesprächen und Literaturfeatures. Das öffentlich-rechtliche Radio gab seinen Kulturanspruch offiziell nicht auf, verwandelte ihn aber durch die Ghettoisierung in Zweitrangiges. Und das so nachhaltig, daß die Hervorbringungen der Kulturredaktionen für die kulturelle Öffentlichkeit heute weitgehend ohne Belang sind. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß auch das Hörspiel in den Sog der Deklassierung seines Programmumfelds geriet und seine Macher sich dar-

überhinaus das ungünstige Verhältnis von Kosten und Nutzung vorhalten mußten.

Das Ergebnis ist besorgniserregend: Die nun bald 75-jährige Kunstform leidet unter Imageverlust, Sparmaßnahmen, ständig drohenden Terminverlusten, Nachwuchsproblemen (in allen Bereichen), Honorardefiziten und Resonanzlosigkeit (in der öffentlichen Kritik). Personell findet kaum noch ein Austausch zwischen den Hörspieldramaturgien und benachbarten Ressorts in Theater, Film, Verlagen und Presse statt. Zudem erzeugt das Stigma der Zweitrangigkeit in den Hörspielprogrammen eine starke Zunahme der sogenannten Zweitverwertung von Texten, nicht etwa weil der ästhetische Formenkanon ausgereizt wäre, sondern weil die interessanten Vorlagen in anderen Medien (Buch, Theater) entstehen, Medien, die ihren Autoren nicht einmal unbedingt eine viel bessere Honorierung, aber die größere Publizität garantieren.

Eine rein ästhetische oder auch inhaltliche Diskussion der Hörspiarbeit auf der Grundlage der zuvor beschriebenen Organisationsformen wird ohne Aussicht auf Änderung der Malaise verlaufen. Das Hörspiel braucht eine neue „Bühne“.

Eine Rückkehr zum alten Radio mit einem zentralen Mischprogramm wird es freilich nicht mehr geben. Und auch die Konzentration oder Fusion mehrerer öffentlich-rechtlicher Kulturprogramme, die zur Zeit aufgrund des Finanzdrucks in Gang gesetzt wird, wird dem Hörspiel keine vitaleren Impulse geben. Nicht einmal die vorstellbare Reduzierung aller Kulturprogramme auf ein einziges, bundesweit ausgestrahltes Programm, etwa Deutschlandradio Berlin, also der Versuch, so etwas wie „Einmaligkeit“ zu reinstallieren (nach Benjamin die Voraussetzung für das Auratische), ließe eine Renaissance der akustischen Kunstformen erwarten. Im Gegenteil, die zweifellos noch vorhandene Vielfalt des Genres würde lediglich drastisch zurückgeschnitten, vermutlich mit letalem Ausgang für die ganze Gattung.

Wie könnte also die neue „Bühne“ aussehen? Eine Patentlösung gibt es sicherlich nicht, sonst wäre sie schon gefunden. Vorstellbar wäre eine Revision des Konzepts der Kulturprogramme, mit dem Ziel, unter öffentlich-rechtlichem Dach neben alten Kulturprogrammen zwei oder drei Programme zu installieren, die in der kulturellen Debatte der Bundesrepublik wieder eine ernsthafte und ernstzunehmende Rolle spielen könnten. Neue Programme, mit neuen Machern ohne tarifverträglich garantieren beamtenähnlichen Status, dafür mit besserer Honorierung, mit neuen (schlankeren) Organisationsformen und mit der Möglichkeit, ihre freien Mitarbeiter, vor allem die Autoren, deutlich besser als bisher üblich zu honorieren. Programme, die wesentlich mehr

Termine für Hörspiele anbieten müssten, als es die Kulturprogramme der Landessender zur Zeit können. Um es noch einmal zu betonen: nicht zusammengelegte und geschrumpfte alte Programme, sondern neue Programme. Sie wären die neue „Bühne“ für das Hörspiel bzw. die akustischen Kunstformen, die nach wie vor, aber zu neuen Bedingungen von den Hörspielredaktionen produziert würden und eventuell einzeln z.B. eine ganze Woche lang in dem neuen Programm „laufen“ könnten.

Läßt sich dieser Weg nicht beschreiten, was angesichts der gegenwärtigen Verfaßtheit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zu vermuten ist, werden sich die akustischen Kunstformen stärker vom Radio emanzipieren müssen. Ansätze dazu sind bereits vorhanden, in der Kooperation mit dem Konzertbetrieb, mit Theatern, mit eigenen oder alternativen Spielstätten, in der Kooperation mit Tonträgerproduzenten.

Was zunächst wie der Versuch aussah, diesen oder jenen Rettungsanker für ein in Bedrängnis geratenes Genre ausfindig zu machen, birgt möglicherweise die Chance für eine neue, lebendigere Plattform. Beobachtet man die Versuche der Theater, zusätzlich zu ihren Bühnen andere Räume ihrer Häuser mit einfacheren Präsentationen zu bespielen, ergäbe sich gerade hier ein neuer Treffpunkt. Die Sendung selbst wäre nur *ein* Verwertungselement, ohne das die akustischen Künste allerdings vermutlich nicht überleben könnten. Und darin läge wiederum eine Chance für die noch vorhandenen Hörspielredaktionen, in viel stärkerem Maße als bisher initiativ zu werden, vorausgesetzt allerdings, es gelingt, sie aus dem engen Korsett ihrer tradierten Sende- und Produktionszwänge sowie ihrer monströsen Verwaltungsanforderungen zu befreien.